Lollo

Autor(en): **Baer, Ernst Kurt**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 44

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646488

Nutzungsbedingungen

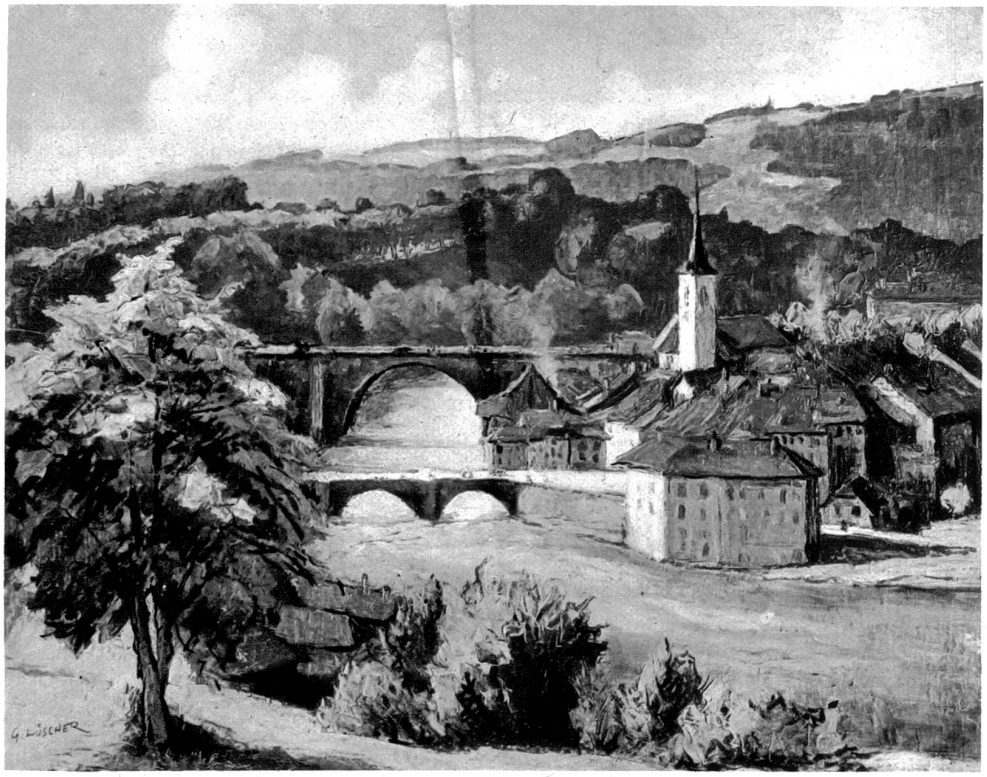
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Bern, Nydeck.
Gemälde von G. Lüscher

Em Winter zue

Mys Böimli treit e neui Tracht,
Es lüüchtet, 's isch e wahri Pracht —
Hei d'Zwärgli wohl ir letschte Nacht
Us rotem Guld das Chleidli gmacht?

Grad wie ne Füürbusch steit es da
U luegt mi jetz so fründlich a — —
Es gseht wohl nid, daß näbedra
Erfrorni Herbschtzytlose stah.

Hermann Hofmann

* * *

Zu G. Lüschers Bildern

Mit Impressionismus, Expressionismus, Kubismus oder gar mit abstrakter Kunst haben Lüschers Bilder nichts zu tun; das sieht man auf den ersten Blick. Es sind Bilder im herkömmlichen Sinne des Wortes: man weiß, was sie darstellen, weiß, was oben und unten, ist sofort im Klaren, wo sie hingehören. Sicher ist ihr Platz nicht über den eleganten Stahlmöbeln im Salon eines Multimillionärs. Ich kann mir immerhin denken, daß das eine oder andere seiner kleinen intimen Landschäftchen auch in vornehmem Hause eine stille Ecke mit Wärme und Freude zu füllen vermag. Wo sie aber ganz sicher hingehören, das ist an eine braune Holzwand hinter einem Ruhbett, zwischen der Nußbaumkommode und der Clivia. Ich habe dabei ein bestimmtes Bild im Auge, genauer, eine bestimmte Art seiner Bilder: etwa eine seiner Gürbetallandschaften mit dem Gerzen- oder Amsoldinger Seelein im Vordergrund und der Stockhornkette im Hintergrund; oder seine idyllischen Fluß- und Bachbilder, die oft recht glücklich eine Frühlings- oder Sommertagsstimmung einfangen; oder eines seiner reizvollen Genrebildchen aus dem kleinbäuerlichen Alltag und aus dem Dorfleben mit den liebevoll gemalten Details an Schopf und Scheune, an Laube und Werkplatz. Man vermeint förmlich den Dunst der Armeleutehütte zu riechen, wo er den alten Häusler auf dem Laubenbänklein oder an der Schnefelbank sitzend darstellt.

Lüscher ist Realist durch und durch; aber er legt ein warmes Fühlen in all die Dinge und Menschen, die sein Pinsel schildert. Er hat eine besondere Vorliebe für das Idyllische und Poetische; aber er hütet sich vor süßlicher Schönmalerei. Gewiß, nicht alle seiner Genrebilder halten einer strengen Kunstkritik stand; oft bleibt sein Pinsel an der Oberfläche der Erscheinung haften und dringt nicht zum Wesentlichen vor. Das sind aber Ausnahmen, die den positiven Gesamteindruck nicht zu stören vermögen.

Wer des Künstlers Schaffen gerne näher kennen lernen möchte, dem ist in den nächsten Tagen dazu beste Gelegenheit geboten. Lüscher stellt vom Samstag den 30. Oktober an eine größere Kollektion seiner Oelbilder und Graphiken im Foyer des Kasinosaales aus. Wir möchten unsere Leser ermuntern, sich die Ausstellung anzusehen und wenn immer möglich, die Freude und Lust an einem bestimmten Stück zur Kauftat werden zu lassen.

H. B.

LOLLO

Skizze für den Totensonntag. Von Ernst Kurt Baer

Wenn ich meiner Mutter am Totensonntag Geburtstagsblumen bringe, erinnere ich mich auch einer Frau, die ein Jahrhundert vor ihr, am 22. November 1766, geboren wurde: Charlotte von Lengefeld.

* * *

Ein junger Mann wanderte am Spätnachmittag eines Maientages den schmalen Fußweg von Volkstedt am Ufer der Saale entlang nach Rudolstadt. Kniehosen trug er und einen weitschößigen Ueberrock, und statt des Kragens ein Jabot aus Spitzen.

Auf der Brücke des Schaalbaches blieb der Wanderer stehen. Heiter leuchtete sein Gesicht, denn drüben, an der sogenannten schönen Ecke, sah er — halb verborgen vom Gebüsch — die Schwestern Karoline und Lotte. „Seid mir gegrüßt, holde Nixen;" rief er ihnen übermütig zu.

„Sie dürfen zuweilen früher kommen, Freund Schiller!" neckte Karoline. Sie war ein blonder Krauskopf und kleiner als Lotte, jedoch einige Jahre älter und bereits verheiratet.

„Die leidige Notwendigkeit, Frau von Beulwitz!" bedauerte er.

„Frau von Beulwitz? — Ich glaubte, daß wir Freunde seien?" tat sie verwundert.

Er nickte zustimmend. „Also darf ich Sie Karoline nennen? Das klingt mir angenehm nach ‚Karolin'!" lächelte er mit leisem Hinweis auf eine Goldmünze jener Zeit.

Sie neigte ein wenig den Kopf: „Oder Frau Lina!"

„Die Fräuleins von Dacheröden sagen sogar nur Li!" betonte er.

Karoline und Charlotte lachten fröhlich auf.

„. . . und Fräulein Lottchen nenne sie Lo!" setzte er hinzu.

„Woher wissen Sie das?" fragte Lotte.

„Vom Herrn Vetter natürlich, den Wilhelm von Wolzogen."

„Li und Mama nennen mich zuweilen sogar Lollo!"

„Das werde ich — zuweilen — auch tun!" entschied er sich. „Oh, ich weiß schon, und die Mama ischt die chère mère!"

Dann gingen sie heiter plaudernd dem Lengefeldschen Hause zu.

Die Mama empfing sie liebenswürdig wie immer.

* * *

Am Sonntag den 25. Mai 1788 war Major von Knebel Schillers Mittagsgast in Volkstedt. Zum Abend saßen sie mit der Familie Lengefeld im Erbprinzengarten in Rudolstadt. Herr von Knebel war an sich nicht übel, konnte nett unterhalten und schriftstellerte selber. Unter dem großen Preußenkönig hatte er am Siebenjährigen Kriege teilgenommen. Sogar mit Goethe war er befreundet. Der üble Beigeschmack für Schiller bestand nur darin, daß der alternde Junggeselle und betont galante Kavalier gern um Lotte herumscharwenzelte und sich gar Hoffnungen auf ihre Hand machte ... Der fast verzweifelnde Dichter begrüßte daher dankbar die Trennungsstunde. Doch das Schicksal spielte ihm zuvor noch einen Streich. Der Stein des Anstoßes war der Major, der ihn vertraulich beiseite zog und fragte, ob ein Edelmann von 44 Jahren nicht ein aussichtsreicher Bewerber für das Herz einer jungen Dame sein müßte?

„Der Adel ischt gewiß ein Vorteil, aber frage Sie die Dame selber!" erwiderte Schiller ärgerlich. —

Mit sich und seinem Schicksal unzufrieden, wanderte Schiller bald darauf durch die Nacht nach Volkstedt zurück. Schrecklich, daß er eifersüchtig sein konnte! Liebte er denn Lotte? Hoffnungsloser Gedanke! Er, ein bürgerlicher Schriftsteller in ungesicherter Stellung, sie dagegen von angesehenem Adel, mit besten Beziehungen zum Fürstenhause.

„Der Abgrund ist nicht zu überbrücken!" stellte er fest. Mochte also der Major um Lotte werben, oder jener Herr von Ketelhodt, der Sohn des Ministers, von dem er bisher zwar noch wenig gehört hatte, der aber zweifellos einer der aussichtsreichsten Heiratskandidaten war.

Doch es blieb ein gallebittrer Wermutstropfen in der Seele zurück. —

* * *

Hochsommertag! So schwül wie draußen die Luft, war die Stimmung im Lengefeld'schen Hause. Die Mama hatte Lotte nachdrücklichst auf den Lieblingsplan, die Verbindung mit dem Kammerjunker von Ketelhodt, hingewiesen. Als Charlotte ablehnte, beklagte sich Mama wegen mangelnder Rücksicht und verließ mit kurzem ‚Adieu' das Zimmer. Lotte weinte.

Kurz darauf klopfte es an ihre Tür. Sie erschrak. Mit einem Stäubchen Puder suchte sie rasch die Tränenspuren zu verwischen. Dann öffnete sie verwirrt.

Schiller stand vor ihr. „Enchanté, Lottchen!" begrüßte er sie. „Die chère mère ischt nicht zu Hauf' und . . ." Er zögerte. „Was — habe Sie? Komme ich Ihne ungelegen, dann . . ."

Ihre Augen wurden wieder feucht. „Es — ist nichts weiter."

„Dann sollen Sie nicht so niedergeschlagen sein, Lottchen!"

„Ach, lieber Freund, meine Mutter — hält mich für ein undankbares Kind. — Und ich kann doch nicht anders, ich . . ."

„Aber, aber! Dies dürfen Sie nicht so genau nehme!" tröstete er. Mit leichter Hand warf er ein mitgebrachtes Buch auf den Tisch und trat näher an sie heran. „Ihrer vortrefflichen Mama ischt es vielleicht schon leid, Sie gekränkt zu haben. Und Sie selber, Lottchen, sind morgen sicherlich wieder von Herzen froh. Also warum nicht heut? Habe Sie nichts, woran Sie sich erfreue könne? Doch, Lollo! Einen Freund haben Sie! Mich! Und sie wissen: Wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein . . .! — Sehen Sie! Jetzt ischt es schon besser geworde!" Er lachte leise über seinen sichtbaren Erfolg.

„Wie gut Sie trösten können!" sagte sie dankbar.

„Doch! Das war schon meine gute Eigenschaft als Regimentsmedikus. Trost und Pillen halfen immer. Nur für mich selber fand ich nichts."

Ungläubig blickte sie auf. „Hatten Sie denn jemalen Trost vonnöten? Sie sind doch berühmt und überall beliebt!"

„Ach, der Ruhm schützt nicht vor Leid. Außerdem übertreiben Sie! Mit meinem Ruhm ischt es nicht so weit her. Und beliebt? Meinen Sie etwan, daß der Stuttgarter Herzog, dem ich ausgerissen bin . . .?"

So ging es hin und her, ein süßer Klang lag in den Worten. Er hatte ihre Hände ergriffen. Die Blicke begegneten sich. Gedanken sprangen hinüber, herüber, heimlich bangend jubelten sie sich zu. Doch das erlösende Wort fanden sie nicht, obwohl sie fühlten, daß der nächste Augenblick eine Entscheidung bringen mußte.

Dieser nächste Augenblick nahte mit leichten Schritten im Treppenhaus. Das leise Geräusch ließ sie aufschreckend auseinanderfahren. Karoline trat ein. Sie blieb stehen und lächelte mit schalkhaftem Glanz in den prüfend umherwandernden Augen.

Schiller griff nach seinem Buch und sagte möglichst unbefangen: „Schön, Frau Lina, daß Sie kommen!" Er wandte sich auch an Lollo. „Vielleicht darf ich Ihne heut' wieder aus Vossens Odyssee-Uebersetzung vorlese?" —

* * *

Wer wollte es der Frau Oberjägermeister verübeln, daß sie sich Lottes wegen Sorgen machte? Natürlich hatte sie die aufkeimende Liebe ihres Kindes entdeckt, und selbstverständlich wollte sie ihr Kind vor herben Enttäuschungen schützen. Der junge weimarische Rat, mochte er auch berühmt sein, befand sich doch in einer völlig ungesicherten Lage. Sein karger Titel brachte ihm nichts ein, er war nur auf die unregelmäßigen Einnahmen seines Schreibens angewiesen. Damit konnte er keinen Hausstand gründen. Ob Lollo, die durch eine bürgerliche Heirat die verlorenen Vorrechte ihrer adligen Geburt nie missen würde, bezweifelte sie ebenfalls.

Dennoch gab die brave Mama sich Mühe. Im September arrangierte sie eine Begegnung mit Goethe in ihrem Hause. Davon erhoffte sie eine Förderung Schillers. Doch die Enttäuschung war groß, denn als Goethe sich wieder verabschiedete, konnte man keineswegs behaupten, daß sich die beiden Dichter nähergekommen wären.

Fortan wußte es Mama so einzurichten, daß Lotte fast immer auf Reisen war. Da kehrte auch Schiller nach Weimar zurück. Dort wurde ihm noch im Dezember eine Professur in Jena angeboten. Das war wenigstens ein kleiner Fortschritt auf dem Wege zur gesicherten Existenz.

* * *

Wieder kam der Sommer. Frohen Herzens besuchte Schiller die Schwestern Lengefeld in Lauchstädt, wo sie zur Kur weilten. Aber die große Erwartung endete mit einem geradezu kühlen Abschied von Lotte. Nur Karoline begleitete ihn zum Wagen, der ihn nach Leipzig zu Freund Körner bringen sollte.

„Ach Lina", sagte er, „viele frohverlebte Stunden verbinden uns. Muß das ein vorzeitiges Ende nehmen? Warum tat Lotte so fremd?"

„Sicher konnte sie den rechten Ton für Sie nicht finden."

„Wo ich weitergehen will, bricht sie plötzlich ab. Immer!" Er räusperte sich. „Ist es wirklich so schlimm, bürgerlich zu sein?"

Karoline schüttelte den Kopf. „Das echauffiert Lollo nicht. Sprechen Sie ruhig zu ihr von dem, was Ihr Herz bewegt!"

„Ich weiß aber doch nicht, ob ich ihr das bin, was sie mir ist. Ach, und ich will ja nicht nur meine Glückseligkeit vor Augen haben."

Der ‚Schwager' saß längst auf dem Kutscherbock. Ungeduldig ließ er die Peitsche knallen. Schiller stieg ein und reichte Lina die Hand. „Sie haben mir schöne Hoffnungen gemacht. Ich will es wagen."

„Wie rücksichtsvoll Sie sind, lieber Freund!" lächelte sie reizend. Schon zogen die Pferde an. Im letzten Augenblick noch flüsterte sie: „Quälen Sie sich nicht mehr! Lo liebt Sie!"

Schiller beugte sich erregt aus dem rollenden Wagen. Ein glückhafter Schimmer lag auf seinem Gesicht. „Tausendmal Dank, Lina!"

Sie winkte mit dem Spitzentuch, bis der Wagen ihren Blicken entschwunden war. Dann sank die Hand herab. Ein müdes Lächeln zuckte um ihren Mund.

Der Herzog von Meiningen machte Schiller zum Hofrat. So konnte er wenigstens einen anständigen Rang mit in die Ehe bringen. Am 22. Februar 1790 wurde in der Dorfkirche Wenigen-Jena in aller Stille die Trauung vollzogen. Lottes Mutter und Schwester waren die Zeugen.

Als reines Glück verging das erste Ehejahr. Oft waren sie Gäste der chère mère in Rudolstadt. Im Oktober hatte sich der Dichter, Professor und Hofrat sogar vorgenommen, die Ferien mit Essen, Trinken, Schach- und Blindekuhspielen zu vertreiben. Aber der Müßiggang wurde ihm schließlich doch unerträglich, und er kehrte mit Lotte nach Jena zurück.

Leider brachte schon das nächste Jahr die große Krankheit.

Jetzt offenbarte sich Lottes Heldentum. Keine Mühe scheute sie und blieb stark in allem Leid. Unübertrefflich in der Pflege, litt und kämpfte sie um sein Leben. Immer wieder kamen schwere Erstickungsanfälle, und als fadenscheinige Begleiterin der Krankheit schlich die graue Not sich ein, bis endlich von Kopenhagen jene unerwartete Hilfe kam, die ihm Verehrer seiner Werke großzügig und feinfühlig anboten. Damit war die Bahn frei für den Aufstieg zum Weltruhm.

Jahre kamen und gingen. Eine stattliche Reihe Meisterwerke hatte er seinem kranken Körper abgetrotzt. Immer höher stieg sein Ruhm, ins Grenzenlose scheinbar. Machtvoll umbrandete ihn die Begeisterung. Er wurde in den Adelsstand erhoben. Das freute ihn besonders Lottes wegen, der er damit verlorene Gesellschaftsvorrechte bei Hofe wiedergeben konnte.

Aber am 9. Mai 1805, nach fünfzehnjähriger Ehe, schloß er die Augen für immer.

Zum erstenmal verlebte Lotte am 22. November des gleichen Jahres ihren Geburtstag ohne ihn. Auf ihrem Schoß lag ein Brief der chère mère:

Ach, Liebe, so traurig auch jetzt dieser Tag für dich ist, so schöne Folgen hat er doch gehabt. Einen guten Teil deines Lebens die Gattin eines Schiller gewesen zu sein — sich sagen zu können, diesen Teil seines Lebens ihm verschönert zu haben — und noch jetzt in seinem Andenken, in der Sorge für seine Kinder fortzuleben — o gewiß, beste Lollo, das ist noch immer ein schönes, beneidenswertes Los.

Suche den Beweggrund.

Ich war ein Kind, als sich dies zutrug, aber die Begebenheit machte einen unauslöschlichen Eindruck auf mich.

Zwei kleine Schwestern spielten mit ihrer Puppe. Soeben hatten sie selbst eine Weile Turnübungen gemacht, und nun sollte die Puppe dieselbe nützliche Bewegung haben. „Arme aufwärts — vorwärts — abwärts — beugt! Noch einmal! Los!"

Klatsch! Da riß die Gummischnur, der eine Arm fiel zu Boden und ging entzwei. Vielleicht konnte man ihn wieder heil machen, ehe die Mutter sah, was geschehen war. Wenigstens den Arm wieder befestigen. Der große Bruder, ein hilfsbereiter Junge von sieben Jahre, erbot sich zu helfen. Die kleinen Schwestern liefen hinaus, um einen Bindfaden zu suchen; aber im selben Augenblick kam die Mutter ins Zimmer und sah natürlich die zerbrochene Puppe in den Händen des Knaben. Eine derbe Ohrfeige und heftige Vorwürfe: „Nein, wie kannst du nur die schöne Puppe entzweimachen! Wie kommst du nur dazu! Marsch ins Bett mit dir, und da bleibst du, bis du gelernt hast, daß man nicht alles anfassen darf!"

„Aber Mama, ich wollte doch nur —"

„Ach so, hast du noch Widerreden. Ein Kind widerspricht niemals, es hat nur zu gehorchen." Und beide verschwanden im Kinderzimmer. Vergebens versuchte ich meine beiden kleinen Freundinnen zu einem Bekenntnis zu überreden.

„Das tun wir nicht", sagte die Kleine, „denn dann bekommen wir auch Schläge. Aber wir wollen ganz lieb mit Olle sein."

Was bewirkte die unvernünftige Heftigkeit der Mutter bei diesen Kindern? Verstellung, Verlogenheit und geheime Bitterkeit. „Hast du noch Widerreden?" Wie viele Male hat mir das Wort in den Ohren geklungen, wenn es galt, ein Kind zu bestrafen! Wenn ein Erwachsener eine strafwürdige Handlung begangen hat, hat er das Recht, sich einen Verteidiger zu nehmen, und dieser sucht dann nach dem Beweggrund für die Handlung, nach sogenannten mildernden Umständen. Aber das Kind? Oft kann es selbst gar nicht mit Worten die Ursache und den Zusammenhang erklären. Wenn aber wir Erwachsenen da klarer sehen, warum dann nicht als sein Verteidiger auftreten, selbst wenn wir im Unrecht sein sollten? Das Kind wird oft von dunklen Trieben geführt, die es noch nicht zu beherrschen vermag. Noch nicht — aber die Erfahrung lehrt. Es ist jedoch eine schmerzhafte Lehre. Wäre es nicht barmherziger, wenn wir Erzieher, anstatt gleich zu strafen, in gemeinsamer Beratung mit dem Kinde nach dem Beweggrund für die begangene Verfehlung forschten und versuchten, einer Wiederholung vorzubeugen?

Stina Palmborg (Sorgenkinder.) Aus der „Eltern Zeitschrift".

Von einem Kirchgang in Thun

Ich schritt bedächtig unter goldnen Blättern
Vorbei an Gräbern mit verblichnen Lettern
Und trat hinein zur offnen Kirchentür.
Die alte Orgel tönte drinnen leise —
Vielleicht war's auch des Dämmerlichtes Weise,
Und seltsam wohlig ward im Herzen mir.

Noch war ihm Altes golden übersponnen,
Dem ich auf meinem Wege nachgesonnen —
Und seinen Klang nahm sacht und wunderklar
Der Orgelton auf seine Silberflügel,
Und höher ragten Kirche nun und Hügel,
Und nur noch weiter blauer Himmel war . . .

Walter Dietiker.

Weltwochenschau

Von der Bodenfrage

Als sich der Nationalrat wieder einmal mit dem vielschichtigen Thema der „landwirtschaftlichen Entschuldung" beschäftigte, und schon beim 76. Artikel angelangt war, warf der bernische Jungbauernführer einen Antrag in die Debatte, es dürfe „landwirtschaftlich benützter Boden nur zur Selbstbebauung erworben werden".

Dr. Müller griff damit in eine sehr heikle Materie. Seine Forderung bedeutet nicht mehr und nicht weniger als eine erste Einschränkung des freien Bodenhandels . . . sagen wir zugunsten des „freien Bodens". Sollte die regierende Mehrheit im Lande, (oder wenigstens in den Behörden), wirklich einer solchen Einschränkung zustimmen? Alle echten „Liberalen" und „Konservativen" in allen Parteilagern betrachten herkömmlicherweise den Erdgrund als Objekt der Handelsfreiheit, die verfassungsmäßig garantiert geblieben bis zum heutigen Tag, und es theoretisch bleibt trotz Verlöcherung der Verfassung. Nimmt man dieses wichtigste Objekt unter den Handelsobjekten, den Boden, aus der Menge der Güter heraus, die man handelsmäßig erwerben und mit Profit ausbeuten oder weiter verkaufen kann, wo kommen wir da hin? Wer garantiert, daß nicht bald auch der Baugrund der Städte und Dörfer dem „freien Spiel der Kräfte" entzogen wird? Hat man deshalb ein Menschenleben hindurch alles bekämpft, was nach Bodenreform aussah? Hat man darum Freiland, sozialistische Vorschläge auf Staatsbesitz an Grund und Boden und Erbpacht gebrandmarkt als das Ende unserer Ordnung?

Nein, es ist nichts zu machen. Die Fraktion der „Freien Demokraten", also die Jungbauern werden trotz sozialistischer